

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 1.

— Erscheint allmonatlich. —

1919.



Was soll ich?

Hilflos in die Welt gebannt,
Selbst ein Rätsel mir,
In dem schalen Unbestand,
„Ach, was soll ich hier?“
Leiden, armes Menschenkind,
Jede Erdennot,
Klagen, armes Menschenkind,
Klagen um den Tod.

Marie von Ebner-Eschenbach († 1916).

Erzwungener Kampf.

Novelle von Hanns Lerch.

„Natürlich, natürlich, Meister Schröder, so ist's auch gar nicht gemeint. Nein, 's ist ja gar nicht so schlimm. Bloß Ihr Junge hat kein Gemüt.“

„Ja, ja“, nickte der Tischlermeister Schröder kummervoll. „Ich verstehe es auch nicht.“

„Nur eins, lieber Schröder“, fuhr der Stadtrat Vetterlein fort. „Sprechen Sie um Gottes willen nicht darüber, sonst ist meine Elfe fürchtbar bloßgestellt. Nicht wahr, Sie versprechen's mir, Meister . . . und Ihr Sohn auch?“

Bei diesen Worten fuchtelte der kleine, dicke Stadtrat erregt mit den Händen in der Luft herum und drückte dem Meister Schröder herzlicher die Hand, als er sonst zu tun pflegte, ging dann in schnellen, kurzen Schritten zu der Tür. Drehte sich noch einmal herum und grüßte dann mit sehr freundlichem Nicken. Als er die Straße erreicht hatte, drückte sein Gesicht etwas ganz anderes aus als Freude. Halb laut murmelte er vor sich hin: „Ich werd's den beiden schon anstreichen, wenn sie nicht den Schnabel halten wollen. Ich habe doch nicht umsonst eine große Hypothek auf dem Hause stehen.“ Er schüttelte grimmig mit dem Kopfe. Wie konnte seine Elfe auch solche Dummheiten machen . . . und zu ihm gehen . . . Ach, was, mochte er ihr 3000 mal das Leben gerettet haben, deshalb brauchte sie sich ihm noch lange nicht an den Hals zu werfen. Werde der Teufel flug aus dem Weibervoll.

Meister Schröder war dem Stadtrat bis zur Treppe gefolgt. Mit lächelndem Gesicht sah er ihn um die Ecke verschwinden. Dann wandte er sich seufzend zurück, ging in die Werkstatt und setzte sich nachdenklich auf die Hobelbank. Mechanisch nahm er einen Holzspan und zerpflückte ihn in tausend kleine Stücke. Was hatte sein Junge eigentlich? Wie kam er dazu, die reiche, hübsche Elfe Vetterlein auszuschlagen? Eine solche Partie. Ach Gott, überhaupt die Aufregung der letzten Tage. — — — Vorgestern hatten sie seinen Sohn angebracht, naß und vor Kälte klappernd. Er war auf dem Eise gewesen. Elfe Vetterlein war eingebrochen und er hatte sie gerettet. Nun tobte das Fieber in seinem jungen Körper . . . und heute morgen war das hübsche, reiche Mädchen dagewesen, hatte seinem Sohn einen großen Strauß roter Rosen gebracht. Rote Rosen! Dann waren die beiden lange Zeit allein gewesen. Dann wieder war Elfe Vetterlein allein und mit rot verheulten Augen aus dem Zimmer gekommen, hatte kein Wort gesagt und nur ihr Batisttuchlein vors Gesicht gehalten und fort war sie. Zum Teufel, der Junge war doch Lehrer und das war doch auch schon etwas. Heute früh wiederum erschien der Alte auf der Bildfläche und hatte ihm erzählt: Seine Elfe hätte die Frau seines Sohnes werden wollen und dieser hätte sie nicht gewollt. Wie war das nun alles. Der Junge war überhaupt die letzte Zeit immer so eigenartig und verschlossen gewesen. Er liebte das Mädel wohl, das

wußte der Alte. Er schüttelte langsam seinen Kopf, rutschte von der Hobelbank herunter und stieg mühsam die Treppe herauf. Dann stand er in dem kleinen Zimmer seines Sohnes. Die Sonne malte helle Vierecke auf den Fußboden und auf das große Bücherspind und ließ einen Zipfel des Kopfstüssens weiß aufleuchten. In dem weißen Linnen lag der Kranke. Sein braunes Haar hing ihm wirr und vom Schweiß verklebt auf der Stirn und seine Augen glänzten fiebrisch. Mutter Schröders behäbige Gestalt saß am Fußende des Bettes und blickte besorgt auf ihren Einzigen. Schröder blieb verlegen an der Tür stehen.

„Vater“, rief der Kranke leis. Der Alte kam näher und haschte nach der Hand seines Sohnes. Der Kranke richtete sich lebhaft empor.

„Du sollst dich nicht aufregen“, sagte leise die Mutter.

„Nein, Mutter“, antwortete er mit fester Stimme. „Ich bin ganz klar bei Gedanken und fühle mich auch bedeutend besser. Aber ich höre heute morgen Stadtrat Vetterleins Stimme unten. Was wollte der Alte von Euch?“

Meister Schröder machte ein betretenes Gesicht.

„Nichts, mein Junge!“

„Doch, doch, Vater. Sag mir's, ich bin sonst so unruhig.“

„Ach!“ sagte flatternd der Alte. „Es war weiter gar nichts, nur, es sollte nicht darüber gesprochen werden, daß die Elfe . . .“

Der Junge richtete sich im Bett auf und hustete. „Natürlich, daß die Elfe nicht bloßgestellt wird. Mein Gott, es sind reiche Leute und da muß so etwas vertuscht werden.“

„Junge!“ sagte der Alte fast ärgerlich, „aber offen gesagt, ich verstehe dich nicht.“

„Ja“, antwortete der Kranke im spöttischen Ton, „sie ist ja eine so gute Partie und der Alte hat eine so große Hypothek auf unserm Hause. Das versteht man nicht.“ „Aber“, fuhr er erregt fort, „daß ich dieses Weib lieb habe von ganzem Herzen . . .“

Mutter Schröder schreckte bei diesen Worten förmlich auf und der Alte machte ein willenlos ängstliches Gesicht.

„Junge!“ sagte er begütigend, „Du redest im Fieber.“

„Nein, Vater!“

Der Kranke zwang sich zu einer klaren Stimme.

„Ich habe sie ganz wütend und toll geliebt und ich liebe sie auch jetzt noch.“

„Aber weshalb?“ warf die Mutter ein, „weshalb macht Ihr beide denn solche Sachen, wenn Ihr Euch doch lieb habt?“

Der Sohn schüttelte traurig den Kopf. „Das ist es eben doch nicht. Aber ich will's Euch erzählen, wie es alles kam.“

Er richtete sich ein wenig im Bett auf, schob das Kopfstissen zurecht und nahm einen langen, durstigen Zug aus dem Glas Limonade, welches neben ihm auf dem Nachttisch stand. Dann begann er leise und in einer fast unnatürlichen Ruhe zu erzählen.

„Ihr wißt doch, daß ich vor ungefähr einem Vierteljahr zum Herbstball des Casinos eingeladen war. Dort habe ich Elfe Vetterlein wieder gesehen. Wir hatten uns beide zur Tanzstundenzeit einmal recht lieb. Ich könnte Euch Briefe zeigen und viele Briefe. Aber dann, als ich drei Jahre von Hause fort war, hat sie mir nur noch selten geschrieben. Ich war ihr wohl nicht gut genug. Natürlich, den Nagel hatte ihr der Alte in den Kopf geschlagen. Ich merkte es wohl, wenn ich in den Ferien hier war. O, was habe ich oft für eine But gehabt, wenn wir uns beide Guten Tag sagten und sie dabei so eigenartig lächelte, als wolle sie bedeuten: Ja! Willy Schröder, du warst wohl meine Jugendliebe, aber im Grunde genommen habe ich's als Kinderei aufgefaßt. Und wie sie dann wieder zu den Herren Referendaren tat. Da lachte sie und ließ ihre Augen blitzen, daß es nur so eine Art hatte. Zu mir . . .“

Der Kranke stöhnte auf. „Ich war froh, wenn ich wieder auf meinem Dorfe war und meinen Jungens das große und das kleine Einmaleins eintrichtern konnte. Da galt man doch noch etwas. Dann wurde ich an die hiesige Volksschule versetzt. Das

wißt Ihr ja. O, ich habe Else Bettelein oft gesehen und ich merkte auch und fühlte, ich liebte sie mehr denn je. Aber ich näherte mich ihr nie, um mir unnötige Schmerzen zu ersparen, die sie nicht wert war. So bildete ich's mir wenigstens ein. Sie tat ja, wenn wir zufällig einmal zusammentrafen, immer gleich freundlich zu mir. Aber ihr mitleidiges Lächeln steckte sie trotzdem auf." Der Kranke legte sich zurück und schaute nach der Decke. "Weißt du, Vater", begann er wieder, "man hat als junger Mensch sich so seine Hoffnungen und Träume gemacht. Manchmal habe ich's mir so vorgestellt. Else Bettelein sei meine Frau und wir wären auch wirklich glücklich und ich hätte sie ganz toll, ganz rasend toll lieb. Aber dann, wenn wir lange verheiratet waren und sie käme in Gesellschaft und sie lernte andere Herren kennen, die mehr wie ich sind . . . ja . . ." Er blinzelte gequält auf. "Und ich habe doch die Dummheit gemacht, ihr meine Liebe zu gestehen. Ich sprach vorhin schon von dem Kasinoball. Ich hatte wohl etwas zuviel getrunken. Kurz, als ich den letzten Walzer mit ihr tanzte, ging mir die Zunge durch. Wißt Ihr, was sie gesagt hat?" Heiser klangen seine Worte. "Sie hat gesagt: Aber lieber Freund, ich habe mich heute abend so herrlich amüsiert, verderben Sie mir doch nicht zum Schluß die Stimmung! Wie ich das hörte, kein Wort habe ich mehr gesagt. Nur gelobt habe ich mir, nun ist's aus. Mir ein Leids anzutun wegen der, nein, dazu war ich zu stolz. Nur links habe ich sie liegen gelassen, wo ich konnte. Und auf dem Eise, ach, das war schließlich nur so eine dumme Eifersucht von mir. Sie fuhr mit Reverend Müller Schlittschuh, immer schon den ganzen Nachmittag. Ich folgte den beiden unauffällig. Schließlich wurde mir's zu zwecklos. Wie ich mich gerade umdrehen will, höre ich einen schrillen Angstschrei. Ich blide ungefähr nach der Richtung, aus welcher der Schrei kommt. Da sehe ich nur noch den mutigen Herrn, der entsezt und mit Windeseile davonläuft. Wie er mich sieht, rennt er gerade auf mich zu, stottert ein paar unzusammenhängende Worte und schreit nur: O helfen Sie, retten Sie" und schon war der edle Ritter an mir vorbei. Als ich's hörte, hatte ich zuerst einen schlimmen Gedanken. Daß sie doch, sie hat dir soviel Schmerz zugefügt, mag sie meinetwegen . . . Da hörte ich wieder einen schwachen Schrei, so voller Angst, so voller Todesangst. Und da dachte ich nicht an Else Bettelein, sondern nur an den Menschen, der da in Lebensgefahr schwebte." Der Kranke wurde wieder ruhiger und lächelte matt. Er blickte auf den Strauß roter Rosen, der noch neben ihm auf dem Tisch stand und spielte willenlos an einer der Blüten. "Ihr macht aus der ganzen Geschichte viel zu viel. Die fogenannte Lebensrettung war einfach genug. Ich fuhr hin. Die Einbruchsstelle war ganz nahe am Ufer und zur Not hätte sie sich wohl selbst auch heraushelfen können. Ich kam näher. Das Eis fing an unter meinen Füßen zu knirschen und brach. Und ich rutschte ins Wasser. Das war ja nun freilich sehr kalt. Ein paar Schwimmschöße brachten mich zu ihr. Ich erfaßte sie. Aber sie wollte die Scholle, an die sie sich geklammert hatte, garnicht loslassen. Da gab ich ihr eins auf die Hand und bekam sie frei. In demselben Augenblick kriegte ich die Zweige einer Weide zu fassen und zog mich zum Ufer. Bald hatte ich Grund unter den Füßen. Das war alles. Das kalte Bad scheint ihr nicht viel geschadet zu haben. Ich habe mich dabei tüchtig erkältet. Mich hat die ganze Sache wohl ein bißchen zu sehr aufgeregt," schloß der Kranke mit leiser Stimme und lehnte sich in die Kissen zurück. — Die hellen Biederde, die die Sonne ins Zimmer gemalt hatte, waren verschwunden. Der Winterabend dämmerte leise herein. Die Fenster liefen an. Der Himmel sah dunkelgelb aus. Wie ein großer, gelber Punkt schwamm die Sonne fern am Horizont. Draußen klingelte hell ein Schlitten vorbei.

Vater Schröder ließ die Hand seines Sohnes los, trat an den kleinen eisernen Ofen und tat eine Schaufel Kohlen hinein. Als er sich zurückwandte, sagte er: "Ja, mein Junge, da mußt du nun selbst am besten wissen, wie es um dich steht!" und er setzte sich wieder.

Mutter Schröder machte ein Niderchen. Ganz still war's in dem kleinen Gemach und man hörte nur das dumpfe, rollende Geräusch des Feuers in dem Ofen, dessen Schein durch die Öffnung im Ofen zitternde, helle Punkte an die Wand warf. Draußen hatte sich der Abendhimmel einen bligblanken Sternemantel angezogen. So waren die drei eine Weile zusammen. Der Kranke schlummerte aber nicht. Immer wieder arbeiteten die Erlebnisse in seinem Hirn. Er freute sich, daß er dem stolzen Mädchen, das heute Mittag mit so sehnsüchtigen Blicken neben ihm gesessen hatte, diese Lehre geben durfte. Doch ach, die Freude war nicht von langer Dauer und im Fieber, das ihm leise Gaultelbilder aufzwang, erschien sie ihm immer wieder. Er sah ihre großen, braunen Augen, wie sie ihn anblickten, als er sie aus dem Wasser zog. Dann wieder ihr krauses, gelocktes

Haar und dann . . . wie sie die weiße Mütze aufgehakt hatte beim Schlittschuhlaufen. Wie ihre Wangen so rosig glühten und der Wind spielte mit ihren Locken, die unter der Mütze hervorquakten. Dann sah er sie wieder lachen, ihre Zähne perlten weiß und die schallhaften Grübchen im Kinn. Er hörte den warmen Tonfall ihrer Stimme, der ihm so lieb an ihr war. Er schreckte jäh auf und sah um sich. Nein, er liebte sie immer noch; nein, stärker als je und sehnsüchtig schrie er: "Else".

Vater Schröder nickte nachdenklich. Seine Frau erwachte und hörte die Worte. Da erhoben sich die beiden Alten leise und beratschlagten lange draußen vor der Tür, saßen dann nach Kinderart einander an der Hand und traten wieder ein und sie wußten, das war das Beste.

Der Kranke hatte die Nacht ruhig verbracht und war am Morgen fast fieberfrei. Vor ihm lag die Stube hell und freundlich. Er suchte seine Gedanken zusammen. Da erblickte er die Rosen, die einen starken Duft um ihn schweben ließen. Und er dachte an gestern und an Else Bettelein. War es das Fieber gewesen, das seine Gedanken aufs neue in der Nacht aufgeweicht hatte. Er fühlte sich trostloser und verlassen denn je. Eine leere Stelle war in seinem Herzen, wenn er an gestern dachte und er verwünschte seine harten Worte. So lag er und grübelte.

Unten in der Werkstatt des Vaters Schröder ging's aber lebendig zu. Der Hobel knirschte, die Säge knarrte und die Späne flogen. Auf dem kleinen Herd stand brodelnd ein Leintopf. Der Alte trippelte hin und her und war geschäftig am Werke. Dann nach dem Frühstück ging er hinauf und zog sich an, holte sogar seinen Zylinderhut aus dem Schrank und büstete ihn sorgfältig ab. Es war ein schwerer Gang, den er da vor hatte und er wälzte in Gedanken hin und her, was er wohl sagen wollte und immer wieder fiel ihm etwas anderes ein. Er sprach leise mit seiner Frau. Zog dann seinen Mantel an und ging davon. Kaum war er ein paar Schritte gegangen, als er den Stadtrat um die Ecke biegen sah. Die beiden Männer begrüßten sich und der Stadtrat drückte dem Tischlermeister wohl noch herzlicher die Hand, als er's gestern getan hatte. Dann sprachen sie lange und erregt miteinander, traten schließlich in ein kleines Wirtshaus und saßen beim Bier. Dort wich ihre Erregtheit bald und sie stießen mit wohlgefälligem Lachen an. Der Stadtrat fuchtelte darauf mit den Händen herum. "Die Else, das verrückte Frauenzimmer, hat nur geheult und geschrien." Und der Tischler meinte: "Rein Vengel, na überhaupt der Vengel, soviel Gemüt hätte ich ihm garnicht zugetraut." Und dann saßen die beiden sich in die Augen, tranken einander wieder zu und drückten sich lange die Hand. Fast am Mittag war's, als sie sich verabschiedeten.

Mittag . . . Leise Glockenlänge schwebten zitternd zum Himmel. Die Sonne hatte sich mit Wolken bedeckt und hellblau ringelte sich der Rauch aus den Schornsteinen der Häuser. Der Kranke aber im Zimmer drinnen lag noch trummer im Sinnen und Grübeln. Draußen fing's leise an zu schneien. Wo die Eltern wohl sein mochten. Schon eine Stunde lag er so allein. Er legte das Buch, worin er hatte lesen wollen, unmutig auf den Tisch. Wenn die roten Rosen nur nicht so stark dufteten wollten . . . Ihre roten Rosen. Er blickte auf die Blüten und in den grünen Zweigen glaubte er zwei braune Augen zu sehen, die im warmen Glanz ihn ansahen. Da klopfte es leise . . . es klopfte wieder.

Matt sagte er "herein" und eine weiße Kappe schlüpfte durch den Türspalt. Dann folgte weißes Pelzwerk und zwei braune Augen blickten ihn an . . .

"Else!" Sie blieb verschüchtert an der Tür stehen. "Else", flüsterte er. Und da war sie auch schon bei ihm, beugte sich zu ihm nieder und er fühlte zwei weiche, warme Lippen auf seinem Munde. Dann saßen sie zusammen und plauderten und er streichelte ihre weißen, schlanken Hände. Die Rosen auf dem Tisch dufteten sich fast zu Tode. Auf einmal seufzte der Kranke tief auf.

"Was ist dir, Liebster?" sagte das Mädchen.

"Bin ich dir auch nicht viel zu gering, Else?" stammelte er leise.

"Nein, Liebster!" flüsterte sie und umschlang ihn. "Nein, als du mich aus dem Wasser zogst, da wußte ich erst, wie lieb ich dich hatte. Die andern aber blendeten mich bloß."

Wieder öffnete sich die Tür und der Stadtrat und Meister Schröder und seine Frau traten herein und sahen die beiden. Dann rief der Stadtrat: "Hab ich's nun recht gemacht, Ihr beiden Dickköpfe wolltet es doch nicht anders haben." Der Kranke richtete sich auf, sah sein Mädel an und dann lachten sie laut. Das Lachen aber tönte durchs ganze Haus.

Nassauische Originale.

XXX.

Der alte Geert.

„Geert“ nannte man zu kurzerhand Verhardt hieß er. Da man aber im einsamen Dorfe die Kürze liebt, rief ihn jung und alt „Geert“, „Herrichs Geert“. Unter diesem Namen wurde er weithin bekannt. Viele Dorfleute wußten gar nicht seinen Vornamen und bezogen dies Geert auf „gäh“, wie man in Großfeßen anstatt „geht“ spricht, und dachten, der Mann müsse so heißen, weil er so behäbig und doch so „buchmayerisch“ ging, mit der linken Hand auf dem Rücken und meist mit lächelnder Miene vor sich nieder saß. Sein rötliche Kopfhaut und der weißmelirte spärliche Vollbart waren wirres Gewöl, nicht immer gekämmt und noch seltener gestutzt. In den lauen, beweglichen Augen blühten List, Klugheit und besonders der Schalk. „Der hat es faustbild hinter den Ohren“, sagt man. Bei der Arbeit in Haus und Hof trug er das „Seelen“ (Seinenwamm) oder den blaugefärbten Seinenstiel selbst gezogen, selbstgeponnen und gewoben und selbstgemacht.

Geert stammte von dem nahen Righausen und heiratete als etwa Dreißigjähriger eine etwa ältere Witwe. Es ging gut in der Ehe. Nur wenn er abends einmal über die Zeit ausblieb, setzte es gründliche Schelte. In der Wirtschaft beim „Hannin“ sah man gar zu gemüthlich, besonders wenn die drei beisammen waren: der Geert, der Hannin und der „Henrich“. Trinker waren sie nicht, hatten aber gutes „Sichfleisch“, und sie führten eine verständige, oft aber auch sehr lustige Unterhaltung; wenn sie ihre trockenen Wipe steigen ließen, brauchte man durchaus nie über Langeweile zu klagen, und kam aus dem Lachen nicht heraus.

Eines Abends saßen wir auch wieder in rechter Stimmung beisammen. Um 11 Uhr ging der Geert heim, eine halbe Stunde später aber kam er wieder. „Ei Geert, dan seist jo wirrer do; hott dich die Christin fortgeschickt?“ „Nag tom ham“, erzählte der Geert, „un hunn goor naut gefast und leet med die. Ein do hott dei Aht geschloß un hott nitt uffgehiert. Und se hott immer geschloß. Do sein aich endlich uffgestanne un hunn maich schatzge un siht do: „Nag gieh wirrer hie, wo Kreiere es. Ein do sein aich wirrer do.“

Geert war ein sehr anständiger Mensch, der zu jedem Handwerk Geschick hatte. Sein Häuschen mit angebauter Scheuer und mit Stall hat er selbst gebaut. Er und sein Stieffohn machten den Bauplan, braunten die Ziegel, zimmerten das Gebäl und mauerten und türkten alles. Nur die Schreiner- und Dachbedeckarbeit besorgten andere. Geert war auch Seiler, Wagner, Pfisterer, Glaser und Kleiber. „Der Geert kann alles“, sagten die Dorfleute. Und so sagaste er sich dann mit viel Fleiß, Schweiß, Sparsamkeit und Humor durch.

Sein Humor war ja mitunter in fast derbe Worte gekleidet und hätte in dem Munde eines andern verkehrt gewirkt. Bei Geert war dies nicht der Fall. Er brachte alles so vor, daß man ihm nicht böse sein konnte.

Einmal führte er sein Ziege nach H. Den Berg hinan sprach er mit dem Tiere und Berichtsherrn aus der nahen Kreisstadt kamen hinter ihm her und hörten undeutlich diese Unterhaltung, sahen auch, wie Geert der Ziege eine Ohrfeige verabfolgte. Einer kannte den weisbekannten Schall und sprach: „Was spricht Ihr denn da mit der Ziege?“

„Dei seist maich, wer dohenne kam. Dos sei die Mrienberger Harn, saht aich. Aber dos Redes hier nit gutt, enn de Wost (Westwind) weht suh stark, do konnt maichs nett verstoh, enn seht. „Wäh?“ Dei M Harn, saht aich. M. Harn, saht se, enn gukt sech erim. Doh hunn aich ihr awer a henner die Vössel gehaage. Doh seht se, es gohn aich ach nett bei de Wost.“

Der neue Landesbankagent in Marlenberg, so wurde erzählt, behandelte die Leute gar nicht gut; er ist grob und hochfahrend. Eines Tages kam Geert auch auf die Agentur, um die Zinsen zu bezahlen. Seinen Quersack mit zwei Broten legte er in die Ecke vor dem Schalter.

„Legen Sie den Sack hinaus!“ fuhr ihn der erregte Beamte an.

„Jo, arg deuer“, erwiderte Geert „arg deuer“.

„Was wollen Sie denn?“ „Jo, zwei Penning uffgeschlohn, zwei Penning“

„Was Sie wollen? frage ich“, rief zornig der Agent. „Dann komme aich die ainer Wost wirrer. Da eversicht Beder maagt de Brurer su lte“, entgegnete Geert. Immer aufgeregter wurde der Beamte, immer ruhiger der Geert. Schließlich lief ersterer, als er nicht mit dem Mann, der auch inend taub war, fertig werden konnte, wutentbrannt zur Türe hinaus und ließ den Geert stehen. Dieser nahm in aller Gemütsruhe seinen Sack und ging weiter. Später wurden diese beiden noch gute Bekannte. H. N. H. H.

Unsere Haustierte in Sprichwort und Redensart.

Von A. Gebauer (+).

V. Das Kind.

a) Das Kalb.

1. Das goldene Kalb anbeten = dem Reichtum eine übermäßige Huldigung darbringen. (2. Mos. 32.)
2. Das Kalb muß entgelten der Kuh = was Vater oder Mutter gesündigt haben, muß das Kind büßen.
3. Ein zwanzigjährig Kalb gibt keine geschickte Kuh mehr = wer mit 20 Jahren noch ungeschickt und tölpelhaft ist, wird niemals klug.
4. Es ist noch viel Kalbfleisch in ihm = er beträgt sich noch wie ein kleines Kind.
5. Kalbfleisch hängt man nicht in den Rauch (es muß frisch verbraucht werden) = Jugend muß sich austoben.
6. Kalbfleisch und Kuhfleisch kochen nicht zugleich. Weil Kalbfleisch früher gar ist als Rindfleisch, kann man beide nicht in einen Topf tun. Auf das Leben angewandt: = Ein alter Mann soll keine junge Frau heiraten; sie passen nicht zusammen.
7. Mit fremdem Kalbe pflügen = fremde Leistungen für seine eigenen Leistungen ausgeben. Diese Redensart geht auf die bekannte Simfongeschichte (Richter 14, 5 ff.) zurück.
8. Reicher Leute Töchter und armer Leute Kälber kommen bald an den Mann, jene an den Freierrmann, weil sie Geld haben, diese an den Metzger, weil sie Geld ins Haus bringen.

b) Die Kuh.

1. Auf der Kuhhaut reiten = zu Fuß gehen (cf. auf Schusters Klappen reiten).
2. Das läßt sich auf keine Kuhhaut schreiben = es läßt sich von einer Sache soviel erzählen, daß es nicht auf eine Kuhhaut geht.
3. Die Kuh geht auf Stelzen = es geht in der Welt verkehrt zu.
4. Eine Kuh durch ein Nadelöhr sagen = eine unnütze oder gänzlich unmögliche Arbeit verrichten. (cf. Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in das Reich Gottes komme. Luk. 18, 25.)
5. Er steht da wie die Kuh vorm neuen Scheuertor = etwas anglohen, angaffen wie die Kuh das neue Tor.
6. Von einer Sache soviel verstehen wie die Kuh vom Kreppelbade, also nichts.
7. Man heißt keine Kuh ein Bläpfein, sie habe denn ein Sternlein = an jedem Gerücht pflegt etwas Wahres zu sein.

c) Der Ochse.

1. Da stehen die Ochsen am Berge = wenn jemand bei irgend einer Arbeit auf Schwierigkeiten stößt und nicht weiter kann, wendet man dieses Sprichwort an.
2. Den Ochsen beim Horn fassen = jemanden beim Wort nehmen (lat. verbe ligant homines taurorum cornua funes — man bindet den Menschen durchs Wort, wie man den Ochsen mit den Hörnern an das Joch fesselt).
3. Die Ochsen hinter den Pflug spannen = eine Sache verkehrt anfangen (cf. Die Pferde hinter den Wagen spannen).
4. Dem Ochsen, der drischt, darf man das Maul nicht verbinden (cf. 5. Mos. 25, 4; 1. Cor. 9, 9; 1. Tim. 5, 18 mit dem erklärenden Zusatz „Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert“). Das Wort weist auf die Zeit zurück, da man Ochsen und Pferde über die ausgebreiteten Garben trieb und durch sie die Körner austreten ließ. Um sie am Fressen zu hindern, band man ihnen Maulkörbe vor. Davor warnt dieses Wort; denn wer die Last eines Amtes hat, soll auch den Lohn des Amtes haben.
5. Er ist geschmückt wie ein Pfingstochse. Wer sich auffallend und geschmacklos herausputzt, gleicht einem mit Bändern und Kränzen geschmückten Stier, der zur Pfingstweide geführt wird.

VI. Das Schaf.

1. Man soll die Schafe scheren, aber nicht rupfen. Bereits Liberius schrieb ein ähnliches Wort an die Statthalter, die ihm zu redeten, die Steuern in den Provinzen zu erhöhen: *boni pastores esse, tondere pecus, non deglubere.* — Anderer Ansicht war ein Papst, der das Wort aussprach: „Es ist uns nicht um die Weide, sondern um die Wolle zu tun.“ Und so denkt auch mancher Freier, welcher der reichen Erbin Liebe heuchelt: Es ist mir nicht um das Schaf, sondern um die Wolle zu tun.

2. Das schwarze Schaf in der Familie sein. Im Altertum wurden schwarze Schafe den finsternen Gottheiten: *Pades*, *Proserpina*, den *Erynnyen* und der *Hekate* geopfert.

VII. Der Hund.

1. Am Niemen lernen die Hunde Leder lauen = aus kleinen Anfängen schreitet das Laster stufenweise fort.

2. Auf den Hund kommen = aus besseren Verhältnissen in schlechtere kommen. Wenn einer durch lange Krankheit körperlich heruntergekommen ist, sagt man von ihm: Er ist auf den Hund gekommen. Diese Redensart, die man auf mannigfache Weise zu deuten versucht hat, ist wohl eine Weiterbildung der Wortes: Vom Pferd auf den Esel kommen.

3. Den Hund vom Ofen locken. Man muß bei diesem Wort an die alten mächtigen Ofen denken, unter denen der Haushund bei schlechtem Wetter sich zur Ruhe legte. Ihn von diesem Platz fortzubringen, bedurfte man besonderer Lockmittel, die aber leicht zu beschaffen waren: ein freundliches Wort, Brot oder Fleisch. Verstand es nun einer trotz dieser Hilfsmittel nicht, den Hund hinterm Ofen hervorzulocken, so brachte er noch nicht einmal etwas verhältnismäßig Leichtes fertig. Im „Abt von St. Gallen“ von Bürger heißt es:

„Beriteh ich gleich nichts von lateinischen Broden.
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.“

4. Der Knüppel liegt beim Hund, wenn die Umstände einen in dem, was er gern möchte, hindern. Früher bestand in manchen Orten die Vorschrift, daß die Hunde am Halsband einen ziemlich schweren und langen Knüppel tragen mußten, um sie am schnellen Laufen und am Jagen zu hindern.

5. Die Wurst vom Hunde laufen = übermäßig teuer aus der zweiten Hand statt billig aus der ersten kaufen.

6. Er ist bekannt wie ein bunter Hund. Ein mehrfarbiger Hund fällt unter seinen meist einfarbigen Artgenossen auf und ist bald überall bekannt.

7. Hunde, die viel bellen, beißen nicht = wer oft mit Worten droht, kommt selten zu strafenden Tat. Eltern, die viel schimpfen, gebrauchen selten den Stock.

8. Kommt man über den Hund, so kommt man auch über den Schwanz = ist die erste Schwierigkeit überwunden, so nimmt die Arbeit einen leichten Fortgang.

Vor der Schlummernden.

Hörst du draußen vor dem Fenster
Auf dem alten Apfelbaum
Das Gezwitscher, das Gezirre?
Daß du's hörst, ich glaub' es kaum.

Unter halb verschlossenen Lidern
Blickst lächelnd du hervor,
Und du hörst auf meine Worte
Träumend nur mit halbem Ohr.

O, wie reizend bist im Schläfe,
Liebes, gutes Mädchen du,
Wenn die süßen Lippen lächeln
Und die Augenlider zu.

Wenn die Wangen sanft sich röten
Und die Brust sich senkt und hebt,
Und das Paar um deine Stirne
Langsam auf und nieder schwebt.

Hei, wie wird mir's warm im Herzen!
Rein, ich bring's nicht über mich:
Allzu günstig ist die Stunde,
Mädchen, jezo küß' ich dich!

Auf dem Apfelbaume sitzen
Noch die Vöglein groß und klein,
Und die alten Vöglein singen
Und die jungen Vöglein schrei'n.

Mädchen öffnet seine Augen,
Hört und lauscht dem süßen Ton;
Und ich schleich' auf leisen Sohlen
Rasch mich wie ein Dieb davon.

Heinrich Diefenbach (†).

Umschau.

* **Der Kartoffelkrebs.** In den letzten Jahren wurde auch in Deutschland eine Erkrankung der Kartoffel beobachtet, die in England schon lange bekannt ist, und zwar der Kartoffelkrebs, eine Schälenerkrankung, die durch einen im Boden lebenden Pilz hervorgerufen wird. Der *Promethus* beschreibt die Erscheinungen dieser Krankheit folgendermaßen: An den Knollen treten anfangs kleine, warzenförmige, allmählich sich vergrößernde, blumenartige Krebswucherungen auf, die sich zuweilen auch an den Wurzeln und selten an den Stengeln des Kartoffelkrautes finden, an den Knollen aber bis zu Faustgröße heranwachsen können. Im Anfangsstadium der Krankheit kann der Kartoffelkrebs mit anderen Erkrankungen der Pflanze leicht verwechselt werden, die aber alle nicht so gefährlich sind wie der Krebs, der den Kartoffelbau ganzer Gegenden auf Jahre hinaus vernichtet. Der erregende Pilz besitzt nämlich eine sehr große Lebensfähigkeit, er vermag sich jahrelang im Boden zu halten, ist gegenüber der Boden-desinfektion völlig unempfindlich und befällt die Kartoffel sofort wieder, wenn deren Anbau auf den verseuchten Acker auf mehrere Jahre hindurch ausgesetzt worden war. Die Einschleppung des Schädlings erfolgt durch vom Kartoffelkrebs befallenes Saatgut, durch Abfälle, Stallmist und Jauche aus Ställen, in denen krebstrunkene Kartoffeln verfüttert worden sind. Einige Sorten sind gegen die Krankheit immun und können auch auf verseuchten Äckern gebaut werden, es liegt aber die Möglichkeit vor, daß diese Sorten nach einigen Jahren auch von der Krebskrankheit befallen werden.

* **Neue Bücher.** Häusliche Blumenpflege von Paul F. F. Schulz, Verlag von Quelle und Meyer, Leipzig. Jährlich werden Massen von Blumen und Blattpflanzen aller Art in den Gärtnereien herangezogen, um in unseren Wohnungen bald ein unrühmliches Ende zu finden. Gar manche dieser Pflanzen wäre imstande, ihrem Besitzer dauernde Freude zu machen, wenn man nur verstände, ihr das zu geben, was sie zum Leben braucht. Hierzu erscheint in dem frisch und anregend geschriebenen Schulz'schen Buch ein willkommener, wertvoller Handweiser, der allen Freunden eines blumengeschmückten Zimmers nur empfohlen werden kann. H. — Gärtnereiische Düngerlehre von H. Gaerdt, neu bearbeitet von Agl. Garteninspektor Max Löbner, Verlag von Frowisch u. Sohn, Frankfurt a. d. O. Das Buch behandelt erschöpfend die Düngung von Blumen, Balkontöpfen, Obstbäumen, Gemüse und sonstigen Gartengewächsen. Für die Erzielung vollkommener Kulturen ist die richtige Düngung ein sehr wichtiger Faktor, dem man leider vielfach noch zu geringe Bedeutung beilegt. Bei der Verschiedenheit der Ansprüche aller Kulturgewächse wird man ohne einen so brauchbaren Handweiser wie den vorliegenden nicht auskommen. Das Löbner'sche Buch wird uns vor manchen Mißerfolgen bewahren und helfen, dem Boden hohe Erträge abzurufen. H. — Praktische Erdbeerkultur von E. Spangenberg, Verlag von Frowisch u. Sohn, Frankfurt a. d. O. Die mit zahlreichen Abbildungen versehene Abhandlung giebt alle wünschenswerten Anleitungen über die Kultur, Ernte und Verwertung der Erdbeere. H. — Feldgemüsebau, Praktische Ratsschlüsse für den Massenanbau von Gemüse, von Agl. Oekonomierat Joh. Böttner, Verlag von Frowisch u. Sohn, Frankfurt a. d. O. Der Feldgemüsebau wird auch in Zukunft seine große Bedeutung für die Volksversorgung behalten. Gar mancher, der sich in dieser Zeit der Lebensmittelknappheit dem Großgemüsebau zugewandt hat, wird aus der berufenen Hand Böttners wertvolle Anregung und Belehrung erhalten, wie er seine Kulturen verbessern und die Rentabilität steigern kann. Besonders Landwirte seien auf das leicht faßlich und klar geschriebene Buch hingewiesen. H. — Prakt. Schlüssel zur Veredlung des Gemüsegartens von O. W. Warschatta, Verlag von Alfred Michaelis, Leipzig. Die kleine Schrift gibt einige brauchbare Winke für den Gemüsegarten und gedenkt besonders des Mais als einer in Deutschland viel zu wenig gewürdigten Nutzpflanze. H.